Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 15 (1939-1940)
Heft: 1

Artikel: Der Schokoladen-Automat
Autor: Oettli, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066449

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Schokoladen-Automat

Von Jakob Oettli

Illustration von Erica Mensching

Mein Übergang aus der zweiten in die dritte Schulklasse geschah nicht ohne Bangigkeit. Diese kam daher, dass der Lehrer regelmässig von den neuen Drittklässlern einen Aufsatz über ihre letzten Ferien verlangte. Was sollte ich schreiben ? Ich sei am Morgen eine halbe Stunde länger liegengeblieben und am Abend eine halbe Stunde später zu Bette gegangen ? Ich sei in dieser Woche zweimal in Weinfelden gewesen, bei der Grossmutter, und habe sogar einmal bei ihr zu Mittag gegessen ? Ich sei morgens und abends mit der Milch zur Hütte gegangen ? Das tat ich übrigens auch während der Schulzeit. Gar nichts Interessantes, Imponierendes hatte ich zu melden. Und doch legte ich auf den Inhalt meiner

Aufsätze grossen Wert, um so grössern, als die Handschrift fast jedesmal getadelt wurde.

Ich klagte mein Leid der Mutter. Otto Greminger schwärme schon lang von den drei Tagen, die er bei seinem Götti in Amriswil verbringen werde. (Das Retourbillett der Bahn hatte damals eine bloss dreitägige Gültigkeit.) Emil Meili träume von der Reise nach Konstanz, wo sein Vater allerhand Waren für seine Wagnerei einkaufen wolle. Otto und Emil waren in der Schule meine Konkurrenten. Die andern Mitschüler hatte ich nicht zu fürchten.

Meine Mutter hatte Verständnis für meinen Schmerz. Aber ändern liess sich nichts. Ich musste die dritte Klasse nach einer eintönigen Ferienwoche antreten. Wie's dann mit dem Aufsatz herauskam, weiss ich nicht mehr. Hauptsache war, dass meine Klage ihr Ziel erreichte, wenn auch erst für den Herbst. Im Sommer gab's eben keine gesicherten Ferienwochen, sondern nur Schönwetterferien. Jeden Tag konnten sie unterbrochen werden.

Als wir nicht lang nach meiner beweglichen Aufsatzklage wieder den Besuch meiner Gotte aus Winterthur hatten, wiederholte sie die schon manchmal gemachte Einladung zu einem Besuch bei ihr. Ich hatte bisher ihren Einladungen wenig Gehör geschenkt, da ich von vornherein wusste, dass sie von Vater und Mutter doch nicht angenommen wurden, und zwar aus einem Grunde, der zur Kultur des Bauernvolkes gehört: Meine Eltern nahmen die Einladungen nur als Redensart, als Höflichkeit hin. Dies ging mir auf, als ich einmal schüchtern fragte, warum sie nicht zugesagt hätten. Ich erhielt ziemlich barsch die Antwort: « Was denkst du auch ? Es war ihr gar nicht ernst ! » Eine Einladung musste oft wiederholt, musste zur Nötigung werden, ehe sie gültig wurde. So weit war aber die Sache immer noch nicht gediehen. Gotte hatte mich bisher stets nur kurz, bei der Abreise, gefragt, wann ich sie besuchen werde. Und stereotyp hatte ich geantwortet, ich wisse es nicht. Und meine Eltern hatten offenbar diese Antwort korrekt gefunden. Sie warteten anscheinend auf ein genau formuliertes und fixiertes Aufgebot.

Ich kann nicht behaupten, dass es beim nächsten Besuch meiner Gotte zum Aufgebot gekommen sei. Immerhin stellte sie wieder die übliche Frage. Und diesmal zögerte ich mit der Antwort. Ich räusperte mich. Im Sommer sei es nicht wohl möglich, meinte ich.

« Dann kommst du halt in den Herbstferien ! » sagte Gotte in ihrer resoluten Art.

Jetzt mischte sich meine Mutter ein: « Nein ! Das wäre unverschämt. » Ich jubelte innerlich. Diese Redewendung hatte Mutter bei ihren bisherigen Ablehnungen noch nie gebraucht. Sie besagte, nach unserm ländlichen Sprachgebrauch, ungefähr: « Die Einladung wird angenommen. »

Von jetzt an trug ich meinen Kopf höher. Mochten Otto und Emil, mich bemitleidend, von Amriswil und Konstanz phantasieren, ich würde nach den Herbstferien haushoch über ihnen stehen. Winterthur ! Und nicht nur per Retourbillett, sondern eine oder zwei Wochen lang ! Das dämpfte ihren Übermut. Zudem trumpfte ich noch auf, dass ich einen Onkel von hohem Rang hätte, mit dem sich Ottos und Emils Verwandte nicht messen könnten. Er sei Ingenieur der Tösstalbahn. Sie zuckten die Achseln : Bis zum Herbst dauere es noch lang. Bis dahin könne es wieder anders lauten. Sie hätten eben nicht nur Ferienpläne, sondern wirkliche Ferienreisen aufzuweisen. Das Gewicht dieses Argumentes war nicht zu bestreiten. Ich schwieg. Auch sie hatten kein Interesse, sich länger mit meinem neidenswerten Ferienplan zu beschäftigen.

Der Herbst kam. Am ersten Feriennontag bestieg ich in Weinfelden den Zug und winkte meiner Mutter zum geöffneten Fenster hinaus den Abschied zu.

« Sag zu allem, was du bekommst, schön: Danke ! — Zieh am Morgen das

Bett auseinander ! — Hilf brav in der Küche ! — Biete dich für Botengänge an ! Aber verlauf dich nicht ! » — Mit diesen Ermahnungen in den Ohren fuhr ich dem ersehnten Ziel entgegen, stolz, dass ich ohne Begleitung die grosse Reise machen konnte.

Zwei Cousinchen, etwas jünger als ich, holten mich am Bahnhof ab. Die trostlosen Häuserfronten, zwischen denen wir dem Neuwiesenquartier zutrotteten, imponierten mir mächtig. Was für reiche Leute mussten hinter diesen Mauern wohnen ! Überhaupt gab es in der Stadt nur reiche Leute. Niemand sah werktäglich aus. Niemand musste arbeiten. Es gab ja keinen Stall, keine Scheune, keinen Acker, keine Wiese, so weit ich spähte. Wie arm und geplagt waren wir in Rothenhausen ! Trotzdem regte sich in mir keine Spur von Neid. Nur Bewunderung. Auch meine Basen bewunderte ich. Sie schwatzten in einem fort, jedenfalls die ältere, die in die erste Klasse ging und die jetzt schon unvergleichlich gescheiter und wissender war als ich. Nichts, rein nichts kam mir in den Sinn, mit dem ich hätte grosstun können. Meine Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit lasteten beklemmend auf mir.

Unter dem Gartentor begrüsste mich die Gotte und fragte mit kritischem Tone, ob ich alle meine Siebensachen in dieser Schachtel habe oder ob die Post noch etwas bringe. Dass ich einen Koffer haben sollte, statt einer armseligen Schachtel, die mit drei zusammengeknoteten Schnüren gebunden war, kam mir erst jetzt beschämend zum Bewusstsein.

Ich wurde ins Esszimmer geführt. Auf dem Tische standen Teekanne, Tassen, Weggli, Butter, Konfitüre. Ich sollte mich stärken — mit Tee ! Vergangenen Winter hatte ich Influenza gehabt und deshalb Tee bekommen. Aber jetzt war ich gesund. Jetzt pflegte ich z'Vieri Most zu trinken, nichts anderes. Aber alle hier tranken Tee, die Gotte, ihre Kinder, Meta, Marie, Lucie — nur der kleine Max noch nicht — und das Dienstmädchen. Und sie alle schienen bei bester Gesundheit zu sein. Ich gab mir denn auch redlich Mühe, den mir fremden Schwarztee schmackhaft zu finden. Besser mundete mir schon das Butterbrot mit Konfitüre, obwohl ich gewohnt war, dickere Lagen aufzustreichen. Ich las aufmerksam an den andern ab, wie ich mit den verschiedenen Sachen umzugehen habe, und ich war nicht ungelehrig. Einzig mit der Serviette gelang es mir nicht befriedigend. Tantegotte bemerkte dies und sagte: « Du bist das halt nicht gewohnt. Ich will dir ein Lätzli geben. »

Zu Hause hatte ich weder mit Serviette noch mit Lätzli umzugehen. Mein Selbstgefühl empörte sich, als Gotte mir das Schandbändeli im Nacken knüpfte. Aber ich durfte nicht offen revoltieren. Ich kam mir einfach unsäglich klein und hilflos vor. Ingrimmig gedachte ich, so säuberlich zu essen, dass das Lätzli nach den Ferien ohne weiteres wieder in den Schrank gelegt werden konnte. Ob dies mir gelungen sei, kann ich heute nicht mehr sagen.

Ob den vielen Eindrücken und seelischen Bewegungen vergass ich eines. Unversehens überfiel mich Tantegotte mit der Frage, ob ich ein Nastuch bei mir habe. Ganz verwirrt und zerknirscht besorgte ich das Reinigungsgeschäft, ziemlich geräuschvoll. Seit undenklichen Zeiten war diese Mahnung nicht mehr nötig gewesen. Einige Augenblicke nachher erhob sich das Dienstmädchen zu irgendeiner Bedienung. Es benutzte diese Gelegenheit, um sich zu schneuzen. Dabei

Die Erhaltung unserer Eigenart ist die notwendige Voraussetzung unserer militärischen Wehrhaftigkeit.

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels.

kehrte es sich gegen die Wand und bemühte sich, keinen Lärm zu machen. War heute alles darauf angelegt, mich zu erniedrigen, meine Unkultur blosszustellen ?

Ich ass nur wenig. Dadurch wollte ich immerhin einige Bildung beweisen.

Als zum Nachtessen der Onkel erschien, grüsste er mich so freundlich, dass mir einigermassen wohlete. Und am Nachtessen nötigte er mich, frisch zuzulangen. Als ich abschliessend meine Gabel weglegen wollte, schöpfte er selber mir nochmals heraus.

« So, jetzt kriegst du noch etwas Lauch », sagte er, als ich ihm vorsorglich den Teller aus der Hand nehmen wollte. Er sagte das « kriegst » so gewinnend, dass ich seither eine gewisse Vorliebe für die Württemberger habe. Er stammte nämlich aus Reutlingen. Ich ergab mich, obwohl ich vor diesem mir völlig unbekannten Gemüse einen gewissen Schauder empfand, und ich ass den Lauch mit Todesverachtung. Seither gibt es nichts, das ich nicht essen könnte.

Da ich müde war, wurde ich bald ins Schlafzimmer geführt. Dieses war traumhaft schön. Auf dem Boden lag ein weicher Teppich. Beim Gehen darauf erinnerte ich mich an unsere Wattwiese. Die war im untersten Drittel so moosig weich, dass ich mit den nackten Füssen schwelgend auf ihr herumzutanzen pflegte. Alles andere im Zimmer aber schaute mich geradezu mit fürstlicher Würde an: Ein runder Tisch mit einem gefransten, blumigen Tischteppich, ein hochgetürmtes Bett mit weissen Kissen und Decken — wir hatten daheim nur gehäuselte Überzüge — ein riesiger Spiegel mit vergoldetem Rahmen, eine Waschkommode mit weisser Marmorplatte, und dann die Vorhänge, ja, die Vorhänge, ihrer drei Paar, dünne weisse am Fenster, dichte gestreifte etwas weiter zurück, und schliesslich, von einer Holzgarnitur an der weissen Zimmerdecke herabfallend, ganz schwere, aus dunkelrotem Plüsch, sie alle hüllten auch am hellsten Tage das Gastzimmer in mystisches Dämmerdunkel. Der Sonne wurde nie erlaubt, einen frechen Strahl hineinzuwerfen. Bei uns zu Hause war solch ein Zimmer rundweg undenkbar. Wir Bauern waren nicht imstande, der Sonne den Weg zu versperren. Was die Städter nicht alles vermochten !

Als ich das Bett erklommen hatte, kam mir der quälende Gedanke, dass mir just in diesem weissen Herrschaftsbett während der Nacht etwas Menschliches passieren könnte, und ich überlegte mir, ob ich nicht auf dem Bodenteppich schlafen sollte. Es half mir wenig, dass ich mir einredete, ich sei ja vollkommen stubenrein. An meinem Vorhaben wurde ich nur dadurch gehindert, dass ich mir sagte: Nach einiger Zeit wird Tantegotte das Zimmer nochmals betreten, um die brennende Kerze wegzunehmen. Es war selbstverständlich, dass ich mein Abendgebet sprach, und dies beruhigte mich so, dass ich bald einschlief, noch bevor das Licht aus dem Zimmer geholt wurde.

Nun folgten sich die Ferientage. Base Meta, die Erstklässlerin, hatte keine Ferien. So war ich oft allein. Meine Zeit war ausgefüllt mit Dienstleistungen in der Küche, mit Gängen zum Spezereihändler, zum Metzger, zum Bäcker und mit Staunen ob all dem Neuen. Am liebsten ging ich zum Bäcker Frei, weil er in einem ältern Hause mit weitausholendem Dache wohnte. Dieses ländliche Haus heimelte mich an, während die neuen städtischen Häuser mich protzig anglotzten.

Am ersten freien Schulhalbtag führte mich meine Base in die Stadt. Meine Bewunderung all der ausgestellten Herrlichkeiten stieg ins Unermessliche.

Vor einem Konditoreigeschäft stand ein seltsamer Kasten. Wenn man oben einen Zehner hineinwarf, kam unten eine Schokolade heraus. Ich leistete mir den Luxus. Die hervorschlüpfende, von Meta behende aufgefangene Schokolade war reichlich dünn. Ohne zu fragen, nahm meine Begleiterin die Hälfte für sich in Anspruch. Mir blieb nur ein bescheidener

Die Arbeitsstunde der Geschwister — *David Hess*

Federzeichnung aus den Malerbüchern der Zürcher Künstlergesellschaft, 8. Band (1813-1816) (Kunsthaus Zürich)

Rest. Dieses Zehnrappengeschäft befriedigte mich nicht. Ich hatte eben noch keine Ahnung von Ritterlichkeit, während mein Bäschen von vornherein damit rechnete. Immerhin merkte ich mir den Standort des Automaten. Es fügte sich gewiss schon einmal, dass ich allein vor dem Zauberkasten stand. Dann wollte ich das Vergnügen allein und gründlich kosten.

Die Gelegenheit kam schon am folgenden Nachmittag, an welchem ich mir selber überlassen war. Ich wandelte einige Male vor dem Automaten auf und ab. Es kostete doch etwelchen Mut, ganz eigenhändig zu handeln. Und wie ? Wenn die Maschine streikte? Wenn nichts herauskam ? Wenn ich den Zehner nutzlos verpuffte ? Endlich fasste ich ein Herz. Und siehe ! Der Apparat funktionierte auch diesmal. Ich hielt das Stück Schokolade in der Hand. Es hatte in der Mitte einen kreisrunden Wulst. Wie gebannt blieb mein Blick auf ihm ruhen. Ein Gedanke blitzte mir auf. Stimmte es ? Stimmte es nicht ? Auf einer Bank in den Anlagen probierte ich's. Ja, es stimmte ! Jener kreisrunde Wulst hatte genau die Grösse eines Zehnrappenstückes. Ich konnte das Stück herausschneiden und in den Schlitz des Automaten schieben, dann auch das neue Stück, eine falsche Münze um die andere. Ich konnte ein Lager von Zehnerschokoladen anlegen, allerdings von lauter zerbröckelten. Ich konnte meine Cousinen reich beschenken. Dann würden mich eine Menge «ganzer» Täfelchen weniger reuen, als mich gestern jenes halbe Täfelchen gereut hatte.

Wieder ging ich, das kreisrunde, mit dem Taschenmesser sauber gefeilte Stückli in der Hand, vor dem Laden auf und ab, zehnmal, zwanzigmal. Ich wagte die Tat immer wieder nicht. Ich zögerte, weniger, weil ich mir der Gemeinheit des Diebstahls bewusst war, als weil ich ein Misslingen fürchtete. Die zehnrappenstückgrosse Schokolade hätte ich nur ungern nutzlos drangegeben. Und vor allem: ich durfte nicht bemerkt werden. Aber immer waren Leute in der Nähe. Hatten denn alle Winterthurer Zeit zum Spazieren ? Und ausgerechnet in dieser Strasse?

In meiner krampfhaft geschlossenen Hand zerschmolz das Schokoladenstückli. Das war sehr ärgerlich. Ich musste nochmals einen Zehner wagen. Aber der Entschluss fiel mir schwer. Er musste erdauert werden. Ich schlenderte zum Bahnhof zurück, erstieg die Passerelle, die damals an Stelle der heutigen Unterführungen die beiden Stadtteile verband. Es war ein Genuss, da oben die schwere Gedankenarbeit für einige Zeit auszusetzen, indem ich die Wagen der ein- und ausfahrenden Züge zählte. Nachher lenkten zwei manövrierende Lokomotiven meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, in jede zur Passerelle hinaufsteigende Rauchwolke hineinzueilen. Es tat wohl, wenigstens für Augenblicke total aus den Augen der Winterthurer zu verschwinden. Keine einzige Wolke sollte unbenützt vorbeistreichen. Die Aufgabe war nicht immer leicht, zumal wenn die zwei Lokomotiven fast gleichzeitig unten durchfuhren.

Als ich einmal, ziemlich erschöpft, das Rennen nach den Rauchfahnen aussetzte, bemerkte ich, dass zwei besser gekleidete Frauen mir lächelnd zuschauten. Und ich hörte die Worte: « Ein Bub vom Lande ! » Das klang etwas verächtlich-nachsichtig. Da gab ich das Spiel auf.

Offen gestanden noch aus einem andern Grunde. Das viele Einatmen von Rauch verursachte mir Schmerzen in der Brust und im Magen. Ich tat gut, nach Hause zu gehen. Man konnte nicht wissen, ob ich nächstens um einen stillen Winkel froh sein würde. Das Automatenproblem musste zurückgestellt werden.

In der folgenden Nacht hatte ich einen fürchterlichen Traum. Ich befand mich allein in der Stube meiner Grossmutter im zweiten Stockwerk des Hauses im Unterdorf zu Weinfelden. Ich war damit beschäftigt, eine Menge Schokoladestanniol in eine Schachtel zu packen. Immer wieder rutschten die Blätter über

F. Deringer Federzeichnung

den Rand auf den Tisch. Sie waren wie lebendig. Als ich mit vieler Mühe alles in die Schachtel gestopft hatte und den Deckel aufsetzen wollte, hörte ich ein Geräusch vor dem Fenster. Ich sah von meiner Beschäftigung auf. Der Deckel fiel auf den Tisch. Die Stanniolblätter glitten wieder heraus. Vor dem geschlossenen Fenster erschien ein Kopf. Rollende Augen, mächtiger Schnurrbart, fletschende Zähne im halb geöffneten Munde gaben dem Gesicht etwas Schreckliches. Ich überlegte mir: Wie kommt der Kopf so hoch herauf, bis zum Fenster des zweiten Stockwerks ? Im selben Augenblick wurde die Frage beantwortet: Der Schauder erregende Mann sass auf einem Riesenpferd. Ich hörte den Hufschlag und das Gewieher. Nun grinste der Kerl, immer höher steigend, mich an. Aber so schaurig der Anblick des Gesichtes war, mich fesselten doch noch stärker die zwei Reihen Knöpfe an seinem Wams. Sie bestanden aus Schokoladestücken in der Grösse der Zehnräppler. Der Mann erhob seine Hand und streckte sie nach dem Fenster. Ich tat einen Seufzer der Erleichterung. Das Fenster war ja verschlossen. Aber als wäre die Scheibe Luft, so drang die schwarze Hand in die Stube. Zusehends verlängerte sich der Arm. Im nächsten Augenblick würden mich die gekrallten Finger an den Haaren fassen. Ich stiess einen Schrei des Entsetzens aus. Die Stubentüre ging auf. Grossmutter trat ein. Die Schreckgestalt verschwand.

Am folgenden Morgen fragte mich Tantegotte, was ich in dieser Nacht geträumt habe. Sie habe mich schreien gehört, sei in meine Kammer geeilt und habe mich vor dem Bette stehend und die Decke in der Hand haltend angetroffen. Ohne von mir auf ihre Fragen Antwort zu erhalten, habe sie mich mühelos wieder ins Bett stopfen können.

Ich gab ausweichend Bescheid: Ich wisse den Traum nicht mehr recht. Und doch wusste ich ihn schreckhaft genau.

Da dieser Tag ein Samstag war, konnte am Nachmittag meine Cousine mit mir zum « Bäumli » hinauf spazieren gehen. Im Walde, der sich hinter diesem Aussichtshaus dehnt, begegnete uns ein Reiter. Als er an uns vorbei war, fragte mich Meta, warum ich beim Herannahen des Pferdes so erbleicht sei, ich als Bauernbub. Wieder gab ich keine befriedigende Auskunft, aber diesmal in durchaus aufrichtiger Weise. Mir war in der Tat nicht klar, was mir an diesem Pferd und Reiter solchen Schrecken eingejagt hatte. Ich spürte einfach etwas wie eine Krallenhand an mir.

Am Tage darauf, am Sonntag, nahmen mich Meta und Marieli mit in die

Sonntagsschule. Die Lehrerin erzählte die biblische Geschichte des Tages mit einer so zuckerigen Stimme, dass mir noch jahrelang beim Wort « Sonntagsschule » dieser Klang in den Ohren und etwas Süsses auf der Zunge lag. Zwischenhinein wurde gesungen. Ich sass mitten unter den Knaben. Einer lieh mir seine « Zionsharfe ». Ich sollte singen. Aber alles, die zürcherische Mundart, der Sonntagsschulbetrieb, das Lied, war mir so fremd, dass ich unmöglich mitsingen konnte. Um jedoch den freundlichen Nebenmann nicht zu beleidigen, bewegte ich heuchlerisch meine Lippen, als wenn ich mitsänge. Gleichzeitig hielt ich das Büchlein vor den andern hin, damit auch er fehlerlos singen könne. Nach der zweiten Strophe unterbrach die Lehrerin den Gesang und redete sanft mahnend meinen Nebenmann an : « Warum singst du nicht ? Sieh, wie lieb dein Nachbar das Büchlein vor dich hinhält ! »

Nachher folgte noch eine Schlussermahnung: Wir Kinder sollten allezeit daran denken, dass der liebe Gott gegenwärtig sei. Er sehe alles, was wir tun, höre alles, was wir sagen, wisse alles, was wir denken. Wir sollten uns vorstellen, er stehe vor den Fenstern der Schulstube und schaue auf die ganze Schar, auf jedes einzelne.

Ich hatte auf einmal keine Freude mehr an der Stunde. Gott bekam bei diesen Worten das Gesicht eines Räubers mit rollenden Augen, mächtigem Schnurrbart und fletschenden Zähnen.

Auf dem Heimweg hänselten mich meine Basen, dass das Fräulein mich habe zum Singen aufrufen müssen. Ich versuchte, den Sachverhalt richtigzustellen. Aber meine Verwandten glaubten mir nicht, und ich zog es vor, auf meine Rechtfertigung zu verzichten, wobei zu bemerken ist, dass ich sonst sehr rechthaberisch war und tagelang streiten konnte, um eine ungerechte Anschuldigung zunichte zu machen. Diesmal schien mir, ich hätte irgendwie das Recht der Verteidigung verscherzt. Trotzdem ich in der Sonntagsschule äusserlich tadellos brav gewesen war, konnte ich nicht aufprotzen. Die zehnrappenstückähnlichen Schokoladeteilchen verboten es mir.

Am Abend dieses Sonntags sagte ich wie nebenbei, dass ich morgen heimreisen müsse. Alle waren erstaunt, zum Teil unwillig. Sie hörten aus meinen Worten etwas wie Unzufriedenheit heraus. Einzig Onkel Friedrich schien mich zu verstehen. Wenn ich eben nur für eine Woche Ferien erhalten habe, müsse man mich doch wohl ziehen lassen. Ich sandte einen dankbaren Blick zu ihm hinüber. Gern hätte ich dem guten Mann ins Ohr geflüstert, dass ich zwar von meinen Eltern aus noch eine zweite Woche bleiben dürfte; aber . . .

Ich habe es ihm nie gestanden. Es gibt so viel Uneingestandenes im Leben !

Als ich anderntags, von Tantegotte begleitet, zum Bahnhof ging, fühlte ich, wie eine Zentnerlast von mir wich, und ich kam ins Hüpfen.

Meine Gotte fragte in vorwurfsvollem Tone, ob ich mich so sehr freue, heimzukehren. Da wurde ich ganz still und tat keinen Sprung mehr. Sie brauchte ja nicht zu wissen, warum mir ums Jauchzen war, indem ich die Stadt verliess.

Zu Hause machten sie grosse Augen, als ich so unerwartet wieder erschien. Ob es mir nicht gefallen habe, fragten sie bedauernd; gleichzeitig stellten sie fest, dass ich etwas von meiner gesunden Farbe verloren habe.

« Doch, doch ! Es hat mir gefallen. Aber — aber — ihr habt im Herbst so viel Arbeit . . . »

Ich vollendete den Satz nicht, um nicht noch mehr Schuld auf mein Haupt zu laden.

In der Schule bin ich nicht in die Lage gekommen, einen Ferienaufsatz zu schreiben. Ich bin dafür dem Lehrer heute noch dankbar. Aber einmal, wenn auch sehr spät, musste der Aufsatz doch geschrieben werden.